GRIGOL ROBAKIDSE

MUSSOLINI

der Sonnengezeichnete

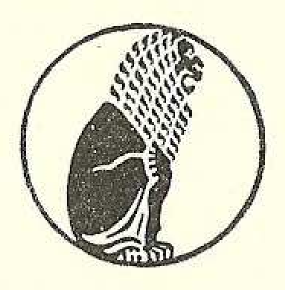
EUGEN DIEDERICHS VERLAG

Seinem ersten Buche, das der Sinngebung der Persönlichkeit und Gestalt Adolf Hitlers gewidmet ist, läßt Grigol Robakidse ein zweites folgen, das Mussolini von seiner Lebensmitte her zum geistigen Bilde verdichtet. Nicht in Raum und Zeit stellt ihn der Dichter dar, auch wenn alles Gegenständliche seines Wirkens ihn umkreist, vielmehr von seinem Wesen her. Im Steingeborenen mit der verhaltenen Inbrunst und dem Blitzmal erkennt er den Willen zum Kampf, im Geburtszeichen des Löwen erlebt er seine Sonnenzugehörigkeit und erfühlt in seinem gefahrenumwitterten Urbild die ruhige Stete und die Gewähr der Tat. Das alles verdichtet sich zu einer Erscheinung, die als wirkende Gestalt dasteht und in der göttlichen Sendung ihren Urgrund hat.

Grigol Robakidse

Mussolini

der Sonnengezeichnete



Eugen Diederichs Verlag Jena

Buchausstattung: Max Thalmann
1. bis 10. Tausend

Jena. Druck der Spamer A.-G. in Leipzig

„So lange mit der Sonne als Genossen
ich auf dich niederschauen darf, o Erde,
so lange laß das Licht des Auges mir nicht schwinden,
indem ich altere von Jahr zu Jahr.

Wenn, auf dir liegend, ich mich wend', o Erde,
von meiner rechten nach der linken Seite,
wenn, so daß deinen Rücken du uns wendest,
mit unsern Rippen wir auf dir zu liegen kommen,
dann wolle uns nicht weh tun, liebe Erde,
du, die du allem Widerlage bist.

Was immer ich aus deinem Schoße grabe,
das möge rasch nachwachsen, liebe Erde;
nicht will ich, Lautere, treffen dich ins Lebensmark,
nicht will dein Herz durchbohren ich."

Aus dem altindischen Atharvaveda

Mutter Italien

Seit einigen Tagen weht hier der unheimliche Wind, der den phonetisch so ausdrucksvollen Namen trägt: Scirocco. Der dicke rotbraune Dunst, aus dem schwelgerisch glühenden Schlund der Sahara geboren, haftet langsam kriechend an den nackten und rauhen Felsenabhängen der Insel. In der schwülen Luft wirkt er wie eine Art kosmischen verweslichen Staubes; man könnte ihn als Mißgeburt der Sonne bezeichnen. Alles Lebendige wird von einer befremdenden Unruhe erfaßt. Die Tiere halten ruckhaft inne und recken sich und gähnen dräuend: ihre Witterung stößt sichtlich auf etwas, das diese Witterung rückwirkend gefährdet. Selbst die Blätter rühren sich seltsam, wie entrückt: als hätte eine Säure sie in ihrem keimenden Wachstum getroffen. Die Menschen sehen einander wild und verwirrt an: jeder Blick erkennt sich im Blick des anderen in Angst. Das Gesicht der Insel, des frischen Strahls der Urschöpfung beraubt, scheint entstellt. Der Wind beklemmt den Atem.

Betrübt merke ich, wie schwer es mir wird, in den

Schlafbrunnen eintauchen zu können, und die tiefe Einsicht Heraklits wird mir bedeutsamer: daß die Wachenden eine gemeinsame Welt hätten, doch im Schlummer wende sich jeder von dieser ab in seine eigene. Ich werde überwach und meiner inneren Welt entrissen. Trotzdem nehme ich diese „Mißgeburt" nicht als Gegner hin; vielmehr halte ich sie wohlgelaunt für eine „Schwäche" der Lichtspenderin – etwa gleich einer Schwäche der Geliebten, die sich, wenn man sie auch liebhat, manchmal in ein beglückendes Geschenk überraschend verwandelt. Ist es eine fein versteckte List des Unterbewußten? Wenn ja, dann geht sie sicher nicht fehl: denn schon gestern fühlte ich mich wie beschenkt. Wohl verging auch die gestrige Nacht schlaflos, mein Wachsein jedoch löste sich völlig in Träumen auf. Ich erinnere mich nun an den Tempelschlaf des zur Weihe Gereiften: durch die rituellen Übungen befähigt, vermochte er im schweren Schlaf, der an den Tod streifte, ein Molekül seines Selbst weiter wach zu behalten; schauervoll ertastete er dann die Transzendenz und schaute die göttlichen Urbilder.

Der Wind legt sich allmählich, doch die Schwüle liegt noch immer bleiern in der Luft. Ich irre durch die Straßen, ein Schlafwandler, der seines Wandels bewußt ist. Ich bin mir selber gleichsam eine andere Person. Der

fahle schattenlose Mondschein macht wahrscheinlich meine Erscheinung noch unwirklicher. Ich erreiche eine Straße, die den Namen einer sagenumwobenen Grotte trägt. Heftig faßt mich das Verlangen, die Grotte in dieser seltsamen Nacht zu besuchen. Nach einer halben Stunde bin ich bereits am Felsrand der Insel.

Ich steige zur Grotte vom Arco Naturale über die schmalen Pfadstufen – Ritzen einer steilabfallenden Felsenrippe. Finster erstreckt sich die Grotte in die gähnende Höhle des Abgrunds. Zwischen zwei ins Meer ragenden Felsenriffen sieht man am Horizont die Küste von Amalfi mit den Klippen der Sireneninsel. Ich halte einen Augenblick inne und lasse meinen Blick von einem Versteck dorthin schweifen. Ich erinnere mich der Fahrt an den Sirenen vorbei, die durch ihren süßen Sang die Schiffer lockten, um sie für immer zu bezaubern. Wie von weit, weit her vernehme ich den langatmigen Klang der Strophen Homers. Odysseus verstopft den Gefährten die Ohren mit Wachs, selbst aber läßt er sich an den Mastbaum binden. Der schlaue Ulysses! Das Hinsteuern zu den Zauberinnen will er vermeiden: es ist gefährlich; ihren berauschenden Gesang jedoch möchte er gerne hören. Mag sein, daß der Vorschmack für ihn rauschvoller ist als die Erfüllung selbst.

Mit dem Schatten Homers trete ich in die Grotte ein. Durch die Einschnitte in den gewaltigen Fels macht eine Apsis die Höhle zum geschlossen atmenden Raum. An der Rückwand des Gemachs: eine halbkreisförmige Bühne, in deren Mitte: ein keilartiger Zwischenraum. In einer kleinen Ausbuchtung tropft während der Regenzeit eine dünne Wasserader: die Spur der kräftigen Quelle aus der Urzeit. Die Inkrustationen aus Muscheln und Korallen sitzen im Kalkbewurf noch fest. Im wilden Schweigen ist der Ort erstarrt. Man wittert nur den Hauch der Dämmertiefe, den die Grotte – eine schlummernde Muschel – als ihren Atem in sich leise wehen läßt. Ringsum weihevolle Stille, vom lässig langsam schwindenden Rauschen des Meeres geschaukelt.

Wieviel tellurisches Auf und Nieder mußte die Insel durchgemacht haben, damit die gegenwärtige vollendete Gestalt der Grotte entstand! Man erinnert sich an den versteinerten Zahn eines riesigen Säugetieres, der auf der Insel gefunden wurde: Capri war in der Urzeit mit dem Festland verbunden. Auch andere Funde tauchen in der Erinnerung auf: Feuersteine und Steinäxte, Obsidiansplitter von Werkzeugen, aus dem vulkanischen Magma gewonnen. Es scheint, als rieche die Grotte noch immer nach dem vulkanischen Schwefel.

Versenkt sich der Beschauer ins Summen der Muschel-Grotte, so entschwindet er mählich sich selbst. Doch im Selbstschwund könnte er stilles Keimen einer unbekannten, in seine Tiefe sinkenden Kraft wahrnehmen. Die Sinne schärfen sich ungewöhnlich. Der innere Blick wird zum schneidenden Strahl, der ins Dunkle der Dinge fällt. Dann erschaut er vielleicht die Urbilder, die wie Feuersamen im Sein verhüllt ruhen.

Das Volk nennt die Grotte „Matromania" und meint: Mutter; die gelehrten Männer bezeichnen sie „Mithromania" und denken: Mithra – hier wurde nämlich eine Figur des „Steingeborenen" gefunden. Die Namen widersprechen einander nicht, denn: die Große Mutter ist Gebärerin des Sonnensohnes. Erde und Sonne als Wesenheiten erscheinen immer gepaart in gleichzeitiger Gegenwirkung; im Kultus kommt es darauf an, welche von beiden mehr betont wird: Erde oder Sonne. Ich nehme an, daß die Grotte der Magna Mater geweiht ist, die den Sonnenjüngling Mithra gebiert.

Ich horche in die Grotte hinein, indes meine Innenschau eine Vision mondhaft streift. Geräuschlos dehnt sich die kaum rege Wellenruhe. Jäh faltet sich eine Flut zur Muschel, und aus ihr wächst in blendender Schönheit sie: die „Schaumgeborene". Die Wogen tragen berauscht den

biegsamen Stengel ihres Körpers. Alles wird auf einmal zum durstigen Blick. Der Atem der Erde formt zu Lotosblumen die Brust der Schönen. Ich verstehe nun, warum im Altertum die Opferschalen auf die Brüste der Jungfrauen gegossen wurden: wie könnte man anders den Trank der Götter trinken. Dann schwindet sie hin.

Ein dichterisches Bild? Ja – und noch viel mehr. Sie, die ewige Frau – Isis, Kybele, Ischtar – west in jeder Frau: sie „ist", doch nicht als Einzel-Ich. In der Schau des entrückten Beschauers bekommt sie zuweilen persönlich umrissenes Gepräge. Das Kücken sprengt mit seinem Schnäbelchen die Schale, und aus dem ewigen Dämmer erblickt es zum ersten Male das Licht; man denke, daß es wunderlicherweise in seine Schale zurückgeschlüpft wäre – es würde den Strahl der „nächtlichen Sonne" erschauen. Ähnlich ist der Zustand, wenn einer die mythische Realität in einem stofflich umrissenen Bilde sieht. So sah Wladimir Solovjeff, der große russische Denker und Seher, die unsichtbare Sophia, erst im ägäischen Archipel, dann in Ägypten unter den Pyramiden.

Das Summen der Muschelgrotte vertieft mein Innenlauschen. Ich vernehme die Worte der Tempelinschrift aus dem Reiche der Maia:

„Du dumpfes Rollen der von der Flut mitgerissenen Steine, du Rascheln der gleitenden Muscheln, und du Rauschen der Welle, die das Ufer im Bogen umspült, laßt uns euere Stimme mit der Stimme der heiligen Inschrift zusammentönen, denn in euch ist dieselbe Wahrheit, dieselbe Erinnerung."

Ich vernehme diese Worte, die in jeder Wendung den Saum der „essence divine" streifen, und höre weither Steine rollen, Muscheln rascheln, Wellen rauschen. Die Worte fallen in den Raum meiner Erinnerung so, daß ich sie nachzählen kann – so vernimmt man kurz nach dem Abklang die einzelnen Glockenlaute. Sie deuten auf den Untergang eines Landes unter der Wasserflut. Tyrrhenis ist auch untergegangen, erinnere ich mich. Der Grotte fehlt jede Schrift, die an den Untergang der Tyrrhenis gemahnen könnte, und doch: man spürt hier die ungeschriebene Inschrift, die an jeder Bodenfalte als Lebensäther haftet. Dieselbe Wahrheit, dieselbe Erinnerung. Es offenbart nicht einfach den tellurischen Wandel der Insel: mit der Hervorbildung der Grotte „Matromania" ist ein höheres Sinnbild geschaffen – die Sonne feiert hier ihre ewige Geburt.

Das geheime Wissen lautet: Die Welt ist nicht einmal geschaffen, sie wird fortwährend erschaffen. In den My-

sterien wird dieser Vorgang der Empfängnis gleichgesetzt: Sonne befruchtet Erde. Sonne: Logos, Erde: Materie. Der kretische Adonis, der ägyptische Osiris, der babylonische Tammuz, der hethitische Attis, der iranische Mithra, der griechische Dionysos, der mexikanische Quetzalcouatl – alle diese Sonnensöhne sind so entstanden. „Zuweilen ermattet Logos bei diesen Liebeskämpfen, ohne sein Ziel zu erreichen, und sein Samen dringt nicht in die Tiefe der Materie ein, sondern bleibt an der Oberfläche. Dann finden sich in dem ewig zu erschaffenden Kosmos dunkle Teile, gleichsam unaufgelöste Verdichtungen des Chaos, Fehlgeburten des Kosmos" (Mereschkowskij). Die unaufgelöste Verdichtung des Chaotischen macht das erdhafte Plasma – das Weibliche im Menschen – blind, aufgewühlt, verheerend. Dann zerreißt das Weib den Mann: Mänade, bekämpft und mordet ihn: Amazone, entmannt und verschlingt ihn: Bacchantin. (In Parenthese: Sind etwa die Vampstars von Hollywood nicht auch Mänaden, Amazonen, Bacchantinnen, nach dem Sinnenrausch des technischen Zeitalters geartet?)

Diese Verdichtung wird meistens durch die ungleiche Gegenwirkung der Elemente im Paare Sonne-Erde verursacht. Man beachte nun die „Matromania". Hier entsprechen beide Komponenten eine der anderen höchst

harmonisch. Die Grotte empfängt den aufgehenden Sonnenstrom in ihrem Schoß; das Rauschen der Meereswellen tränkt den Rausch; die Erde gebiert den Jüngling, in dem sich die Sonne wieder einmal verjüngt.

Ich weiß nicht, wie die Zeit vergeht. Auf einmal spüre ich: die ganze Insel wird allmählich rege, sie erwacht in witternder Erwartung aus ihrem Schlummer. Welle, Blatt, Stein – bereiten sich vor für den Empfang der Opfergabe. Die Sonne geht herrlich auf. Die Wellen raunen die Worte des großen Sonneneingeweihten, Pharao Echnaton:

„Du läßt wachsen die Frucht im Leibe der Frauen,
Du erweckst den Samen des Mannes,
du gibst Luft dem Kücken in seiner Schale,
und du gibst ihm die Kraft, die Hülle zu zersprengen,
alles stillst du, Amme der Ungeborenen,
Atem gibst du, all dein Werk zu beleben,
wenn es hervortritt aus dunklem Schoß."

Nun bin auch ich erwacht. Selig verlasse ich die „Matromania". Hoch oben verweile ich einen Augenblick beim Arco Naturale. Ein magisches Fernrohr, das die Dinge zum Sinnbild verwandelt. Ich blicke durch den Felsbogen auf tiefliegendes, leise rauschendes Meer. Die Bläue der stillen Wellen schimmert unirdisch in der gleißenden Son-

nenhelle. Auf dem Schattengrün einer Fläche taucht das edelschöne Oval der Madonna auf, aus Gold und Äther gebildet. Jäh entschwindet sie. Ich weiß nun, warum gerade in Italien die Gottesmutter zum universellen Sinnbild ward: ihr heidnisches Urbild, das in der Grotte „Matromania" verehrt wurde, birgt keinerlei „unaufgelöste Verdichtung des Chaos" in sich. Sie ist Lichthüterin des Landes; in jedem Häuschen brennt vor ihr unauslöschlich die Lampe. Man nennt sie mit vielen Namen, denn jedesmal erscheint sie göttlich anders. Man gestaltet sie immerwährend im Bilde, weil man durch sie versucht, das gottvolle Antlitz zu erblicken. Was wäre die Renaissance ohne sie? Ihre Gestalten sind unzählig, von denen La Vergine con Figlio, ein kleines Basrelief von Michelangelo, im Museo Nazionale zu Florenz, am wunderbarsten die Sonnengeburt des Göttlichen wiedergibt — ein einziges Werk, das man beim Abschied von dieser Welt in der Nähe haben möchte, bevor man die Augen für ewig schließt.

Ich kehre zurück. Inniger als je fühle ich das Land. Da höre ich im Innern zwei heilige Worte: „Mutter Italien", und ich denke an den Mann, der sich oft in unseren Tagen mit diesem tiefgefühlten Ruf an sein Land wendet.

Der Steingeborene

„Ein Meteorsplitter liegt auf dem Felde in einer unheimlichen Ruhe, die mit der Ruhe eines gewöhnlichen Steines nicht zu vergleichen ist: es scheint, als harre der vom Himmel gefallene Stein hellwach auf etwas. Das Feuer in ihm ist völlig ausgebrannt, doch ohne Asche zurückzulassen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, der schwarze Splitter könne plötzlich in Flammen ausbrechen. Etwas Ähnliches hatte die Gestalt des Mannes, insbesondere sein Gesicht. Die großen Augen waren tiefdunkel; sie leuchteten dabei so stark, daß man an stahlgraue Farbe glaubte. In der Dämmerung glänzten sie sogar bläulich. Eine unaussprechliche Trauer lag immer verhalten in ihrer Tiefe, während in den keilartig zulaufenden Mundwinkeln feste Entschlossenheit sich ausprägte. Man nannte ihn trocken, und das stimmte; doch kalt war er nicht: leuchtete einmal im Lächeln sein Gesicht, so empfand man sofort die Weichheit des Herzens. Er war trocken und heiß zugleich. Heißer Schweiß beim Handdruck war ihm innerlich zuwider. Man spürte den Fremdling, wenn man ihm begegnete, und man empfand Unbehagen, wenn man mit ihm sprach. Weder Betonung noch Aufdringlichkeit im Gespräch oder in der Haltung, und trotzdem hatte man das Gefühl, es könnten jählings Flammen aus ihm

schlagen. Überall, wo er erschien, entstand eine bedrohliche Spannung: bedrohlich für ihn selbst wie für die anderen" („Die Hüter des Grals").

Vor mir liegen einige Bilder von Mussolini, kurz nach der Machtübernahme aufgenommen. Ich habe das Gefühl, als hätte ich in meinem Buche den Duce gezeichnet. Auch der Gestalter des neuen Italiens scheint aerolithischer Herkunft zu sein: die gleiche Unruhe unter der Ruhe, die gleiche abgründige Düsternis geeint mit feuergespeister Inbrunst, das gleiche heißtrockene Element als Brennstoff, die gleiche Ausbreitung der Gefahrzone um sich. Nur jene Trauer des erdachten Helden ist an ihm nicht zu merken; statt deren prägt sich in seinen Mundwinkeln der starke Wille zum Kampf. Nun treten allmählich seine anderen Züge in Erscheinung. Der Blick ist ein brennender Strahl geworden: er durchbohrt die Dinge gleichsam stofflich; der Kiefer, mächtig entwickelt, vermöchte hartes Eisen zu zernagen. Man hat den Eindruck, als wittere der Mann ringsum Gefahr – selbst eine Gefahr, geballt zum Würgegriff, um den Gegner bei erster, vielleicht nur geheimer Regung des Angriffs mit der Todesschlinge am Hals zu packen. Ein vom Himmel gefallener Daimon?

Man sehe ihn in der Wochenschau. Da erscheint er wie ein Stammeshäuptling nach einer eben gewonnenen

Schlacht. Sein Gang hat beschwingte Leichtigkeit, keine Spur von „unaufgelöster Verdichtung" der Elemente. Er bringt mit sich Lebensfülle und Freude am Sein. Erkennt er einen, so grüßt er ihn erhellt; schließt halb die Augen und blickt zwischen den Wimpern. Nun lächelt er breit und gewonnen – der Handdruck wird zum Geschenk. Er bewegt sich ruckhaft und schnell, doch nicht hastig: er funkelt. Bevor die Blitzkugel sich in einem Sprengschlag entladet, streift sie im Kreise den Raum unirdisch weiß-violett. Die Gesichtsfunken Mussolinis knistern gleich dem Sonnenglanz der Dünen. Den Streifen von Funken macht der Film besonders sichtbar. Man sieht den Duce, und in den Sinn fällt überraschend das Wort Heraklits: „Der Blitz steuert das Weltall." Man steht nun vor dem Herrscher.

Die Antike wußte um ein rätselhaftes Merkmal: das Blitzmal. Zeus verbindet sich mit der Kybele im Gewitter – um den Blitz zu erzeugen? Jeder von uns erlebt, vielleicht nur einmal, den Blitzschlag im Innern. Manche schlägt er zu Tode; einige überstehen ihn, sei es durch Zufall oder durch von Selbstzucht gestärkten inneren Halt. Wer standhält, dem wird der Blitz zur ungeheueren Kraft. Man denke an Dostojewskij, der kurz vor der drohenden Hinrichtung begnadigt wurde. Die Begnadigung rettete

ihn physisch, die Berührung der Todessekunde befruchtete ihn schöpferisch. Mussolini scheint so geartet, als hätte er einen vernichtenden Blitzschlag überstanden. Nun ward der Blitzgetroffene zum Blitzergriffenen. Der Blitz – ein Treffpunkt zweier im Gewitter bereitgesammelten Gegenkräfte – ist sein Element. Sein Muttermal ist ein Blitzmal. Daher die ungewöhnliche Polarisierung seines Wesens. Ein echter „Steingeborener", Verwandter des von der „Matromania" geborenen Mithra.

Sonnenspuren

Margherita Sarfatti erzählt: „Nie vergesse ich jenen dämmerigen Frühlingsabend, als drei oder vier von uns Redakteuren des Popolo d'Italia aus der Redaktion mit dem Chefredakteur Mussolini durch die Gartenanlagen von Mailand gingen. Am Gittertor stand ein Wächter und klirrte mit den Schlüsseln: ‚Es wird geschlossen, meine Herrschaften, es wird geschlossen!' Bei diesen Worten schnellte Mussolini plötzlich auf und erbleichte; eilig suchte er dann den noch offenen Ausgang zu erreichen. Als einer von uns ihn davon abhalten wollte, wandte er sich erzürnt um, und aus seinem Blick sprühte die Angst eines in die Falle geratenen Tieres: ‚Nein, nein, ich kann das

Gefühl, eingeschlossen zu werden, nicht ertragen. Diese Gitter, diese eisernen Türen – ihr wißt nicht, was das heißt: Gefängnis. Ich ersticke bei dem Gedanken daran. Elfmal im Gefängnis – da bleibt einem ein Leben zurück, das sich nicht mehr fortbringen läßt.' Dieser Haß gegen das Eingeschlossensein war auch der Grund seiner Disziplinverfehlungen im Kriege, weil er sich gegen den Befehl seiner Vorgesetzten bei Beschießungen im Freien aufhielt, um nicht im Schützengraben und in Unterschlüpfen zu bleiben. Aus dem gleichen Grunde war es ihm auch unmöglich, auf Capri die Blaue Grotte zu besuchen, sehr zum Ärger der Barkenführer. Wenn der Eisenbahnzug oder das Auto durch einen Tunnel fährt, so verfinstert sich sein Gesicht."

Elf Gefängnisse hinter sich – ein Grund zur Genüge, um sich gegen das Eingeschlossensein ängstlich zu sträuben. Doch hinter diesem Haß lagert etwas noch Wesentlicheres, nämlich: die angeborene Angst des Sonnenmenschen, an Luftmangel ums Leben zu kommen. Er kann leicht im Freien sterben: auf dem Lande, zur See, in der Luft; nichts fürchtet er so sehr, als im Dunkel des beengten Raumes zu ersticken. Daher der Verzicht Mussolinis, die Höhlung der Blauen Grotte zu betreten, und sein Unbehagen während der Fahrt durch einen Tunnel.

Ein Erlebnis zeigt noch deutlicher seine Sonnenbeschaffenheit. Er arbeitet spätnachts, liest Dutzende von Zeitungen aller Länder. Plötzlich fällt sein Blick auf eine seltsame Notiz. Es wird über die Mumie des Pharao Tutanchamon, eben vom Lord Carnavon ausgegraben, berichtet. Ein unheimliches Insekt stach während der Ausgrabung den Forscher tödlich. Rächte sich der Pharao an dem Lord für die Störung seiner ewigen Ruhe? Mussolini legt die Zeitung erschrocken beiseite: jäh taucht in seinen Gedanken die vor kurzem von ihm als Geschenk erhaltene Mumie auf, die in einem Winkel des Palazzo Vittoria zwischen den Gobelins ruht. Für einen Augenblick steht vor ihm gestaltenhaft die schreckliche Mumie – die Einbildungskraft des Sonnenmenschen ist so stark, daß sie zuweilen das subtil Imaginäre zu tastbarer Dichte bringt. Mussolini springt heftig zum Telefon und gibt rasch den Befehl, die gespenstige Mumie sofort zu entfernen. Er telefoniert eine Stunde lang alle zehn Minuten, bis er sich vergewissert, daß dieses Schreckensding weggenommen ist. Wieder ein Zug des Sonnenmenschen.

Der Brennstoff eines solchen Wesens brennt so vollkommen, daß er weder Asche noch Schlacke hinterläßt. Der Augenblick wird in ihm wie eine plastische Flamme

erlebt. Immerwährend taucht er in den Jungbrunnen der Sonne und verjüngt sich durch ihre Strahlenfrische. Leicht vorzustellen, wie schauerlich die Verwesungsreste auf ihn wirken müssen, und noch schauerlicher vielleicht die in der Mumie künstlich erhaltenen Lebenshüllen. Damit nicht genug. Zwar brennt der Sonnenmensch wie eine Flamme, die Flamme aber verbrennt sich ohne Rest. Ab und zu findet er sich am Abgrund: seine Ich-Person könne in Nichts vergehen. In solchen Augenblicken atmet er den Tod erstickend scharf. Daher die dunkle Schwermut, die ihn plötzlich überfällt, und seine jähzornigen Ausbrüche. Den Flammentod vermag er noch sich vorzustellen, den Tod des sich verzehrenden Feuers – hier aber: im Bilde der Mumie steht der Tod sozusagen körperhaft vor ihm. Entsetzlich für einen Sonnenmenschen.

Doch eine Szene zeigt am schönsten den Sonnenzug von Mussolini. Er wandert eines Tages einsam durch das Rabbital und sieht plötzlich einen Steinhauer, der in der versengenden Hitze mühselig schuftet. Er erkennt in ihm seinen Schulkameraden; der Mann erkennt ihn auch. Mussolini setzt sich neben ihn, löst ihn ab, und fängt an, die schweren Kieselsteine zu zersprengen. Ein harter Brocken will jedoch nicht so leicht nachgeben. „Er ist zu hart für Euer Exzellenz", sagt der Steinmetz. Darauf der

Duce: „Ich habe noch ganz andere Steine gebrochen. Es kommt darauf an, die Ader zu finden." Er dreht den Stein um und findet eine dicke Ader. Ein kurzer präziser Schlag, und der Stein bricht entzwei.

Ein zur Schau gestellter Affekt vielleicht? Alles andere, nur das nicht. Der Sonnenmensch entfaltet sich plastisch: was durchlebt ist, bleibt in ihm spontan. Der gewesene Maurer scheint in diesem Augenblick selber Steinhauer zu sein. Lebensfülle, gespeichert durch Seinsfreude, löste sich hier sichtlich in eine freie eingebungsvolle Regung auf. Sicher fühlte sich nicht allein der Steinmetz beglückt. Und wenn Mussolini alljährlich auf dem fruchttragenden pontinischen Acker stundenlang die erste Ernte drischt, so ist es keinesfalls nur symbolische Arbeit.

Ja, er fühlt in sich die Sonne als Wesenheit so stark, daß er einmal über den Bolschewismus sich scherzhaft äußerte: „In ein Land, das soviel Sonne hat, kann er nicht kommen." Er meinte Italien.

Der Romagnole

Die Persönlichkeit eines Menschen ist weder ableitbar noch rückführbar. Wie sie aus den göttlichen Urbildern „erschaffen" ist, bleibt im Dunkel. Man könnte nur zu

erforschen versuchen, wie sie in Raum und Zeit „entstanden" ist. Mussolini schreibt: „Ich wurde am Sonntag um zwei Uhr nachmittags geboren. Man feierte das Fest des Patrons der Pfarrkirche delle Caminate, deren alter baufälliger Turm feierlich und erhaben die ganze Ebene von Forli beherrscht. Die Sonne war seit acht Tagen ins Zeichen des Löwen eingetreten." Sonne im Löwenzeichen: der Sinngehalt der hellen Macht ist hier in planetarischer Rune angedeutet. Er ist in der Romagna geboren – in der weiten Po-Ebene, zwischen den Alpen, der Adria und den Apenninen – wo der vulkanische Boden den Menschen mit einer unfaßlichen Unruhe magnetisiert. Eine vollkommene Entsprechung des Charakters von Mussolini. „Fruchtbarer Erdgrund, aber unbändige Menschen" – die Bemerkung gehört einem Kardinallegaten. Auch ein Kennmal, günstig für die Erzeugung eines Genies wie Mussolini. Sein Vater Alessandro war Schmied in Dovia. Könnte man eine andere Herkunft für den „Blitzergriffenen" ausdenken? „Ich war ein unruhiger und handgreiflicher Racker; mehr als einmal kam ich mit einem Loch im Kopf, das von Steinwürfen herrührte; ich wußte aber mich zu rächen", berichtet er selbst. „Nomade aus Instinkt, lief ich von morgens bis abends am Fluß entlang oder raubte Obst und Vogelnester." Man sieht

lebendig den jungen Mithra, dem noch in der Hand die reife Weintraube fehlt.

Er mußte dem Vater in der Werkstatt helfen. Vor den sprühenden Funken sollte er die Augen nicht schützen – der strenge, harte Alessandro hätte ihn bestraft. Er sah aber, wie beim Kühlen der erglühte Stahl im Wasser zischte – und er stählte sich, indem er sich gehorsam dem Gebot des Vaters fügte. Das Feuer war ihm aus eigenem Innern ahnungsvoll vertraut; es blieb ihm nun, das Eisen sich zu eigen zu machen. In der Werkstatt des Schmiedes wurde es allmählich zu seiner Eigenschaft.

In den stillen Abendstunden. Der Vater rückt einen Kupferkessel, voll vom Saft der heimatlichen Reben, zum Herd, und schürt darunter das Feuer. Nach der geheimen Kochvorschrift – er hält sie hoch in Ehren – wiegt er nun verschiedene Gewürze, von denen einige aus fremden Ländern stammen, weihevoll ab. Dann wirft er die Mischung in den Kessel und rührt mit großem Löffel langsam und behutsam um. Mählich steigt der süße herbe Duft empor. Binnen weniger Minuten ist der erwünschte Wohlgeruch erreicht. Froh schöpft er vom köstlichen Glühwein ein Glas und kostet es genießerisch. „Gut!" bestätigt er wohlgemut. Dann schenkt er dem Sohne ein. Benito schweigt – das gebührt der Weihe; aber auch das heile

Wort – und der Vater rezitiert einige Stellen aus den Eleaten oder Machiavelli und die ehernen Terzinen von Dante. Der Sohn kennt Sophokles noch nicht, doch er empfindet: „Süß ist es, ins Auge der Eltern zu schauen." Es ist zu verstehen, wenn der Duce in großen Augenblicken des Vaters gedenkt, in stillem Ernst.

War der Vater die Härte, so war der jüngere Bruder die Milde. „Arnaldo war die Seele, in der ich meine eigene verankern konnte", bekennt Mussolini innig. So ergänzte sich der polarisiert Geschaffene zwischen Vater und Bruder. Jahre vergehen. 1930 verliert Arnaldo den geliebtesten zweiundzwanzigjährigen Sohn Sandro. Er ist innerlich gebrochen; seinen älteren Bruder ergreift tiefe Trauer. Am 21. Dezember 1931 stirbt auch Arnaldo, ganz plötzlich in Mailand. Mussolini widmet ihm ein Buch, in dem er ein erschütterndes Bild des Bruders entwirft. Der Leser – und wenn er das Buch nur in Auszügen kennt – spürt die große Liebe des Duce zu Arnaldo, und seltsam: er fängt selber den Verstorbenen zu lieben an.

„Ich freue mich immer, wenn ich die Umgestaltung der Materie sehe", äußerte einmal Mussolini. Das kann nur ein Mann sagen, der in sich die befruchtende Kraft der Sonne am Werke fühlt. Doch für die Umgestaltung der Materie ist das Urwissen um die Erdkräfte vonnöten.

Die alte geheimnisumwobene Giovanna, mit welcher der junge Benito befreundet war, schenkte ihm reichlich dieses Wissen. Er hat von ihr alles gelernt: „über den bedeutungsvollen Einfluß des Mondes, je nachdem er zu- oder abnimmt; weshalb man den Mondschein beim Schlafen meiden soll; über den tiefen Sinn der Träume; über die Bedeutung des Neujahrsmorgens; über das Kartenschlagen; warum sich die Ochsen nicht von Frauen lenken lassen wollen; und daß bei den Hasen die Vorderbeine vom Laufen kürzer werden und die Hinterbeine sich verlängern, um beim Abrupfen ihrer Nahrung eine bessere Stütze zu bieten." So wurde er in das Mysterium des Geschaffenen durch rückerinnernd ahnendes Wissen der Zauberfrau eingeweiht.

Kostbare Funde sind die Einzelheiten aus dem Leben Mussolinis. Eine von ihnen jedoch scheint mir geradezu ein geheimer Schlüssel zu seiner Wesensart: er liebte leidenschaftlich die Käuzchen. Alljährlich begab er sich zur bestimmten Zeit zu den Brücken, wo unter ihren Bogen die kleinen Geschöpfe nisteten. Geschickt fing er die Jungen mit der Leimrute. Eines von ihnen zog er auf und hielt es neben seinem Bett auf einem kleinen Gestell. „Wenn ich dann nachts erwachte", erzählt Mussolini, „sah ich diese runden, gelben Augen phosphoreszierend,

gleich goldenen Scheiben, weit offen auf mich gerichtet, mich bewachend."

Das Käuzchen ist eine kleine Eule. Im Volksglauben erscheint die Eule als Sinnbild der Weisheit oder auch des Unglücks. Ein Aberglaube also! Er gleicht jedoch dem Palimpsest – einer Handschrift, bei der sich unter der Schrift eine ältere findet. Im Fall der Eule lohnt es sich, die obere Schrift abzuwaschen, um die untere zu entdecken. Man geht einsam in der Nacht irgendwohin und man hört plötzlich wie aus einer anderen Welt den Ruf der Eule. Man hält inne, man verweilt. Eine Pause, in der man sich aus Zeit und Raum entfallen fühlt. Man besinnt sich auf sich selbst: die Frage „wohin" verknüpft sich im Bewußtsein des Sinnenden mit der Frage „woher" – es bildet sich ein Augenblick des geistigen Sichbeschauens. Diesen Augenblick ruft der Ruf der Eule im Menschen hervor. Wirklich ertastet hier das Volk das Richtige: indem es die Eule als Sinnbild der Weisheit deutet. Warum aber auch als Bild des Unglücks? Klar ist der verborgene Sinn: vernimmt man den Eulenruf als Mahnruf nicht, so geht man dem Unheil entgegen. Noch etwas Wesentlicheres birgt in sich dieser „Aberglaube". Die Eule ist eine sitzende nächtliche Katze. Die Katze aber verkörpert Sein und Schein zugleich. Sie ist nicht nur Eule,

sie ist auch Puma; sie ist allen nahe und allen fern; heimlich und doch auch unheimlich. Sie gestaltet als Sinnbild jene schwebende Zäsur im Lebensrhythmus, wo sich zwei entgegengesetzte Strömungen sowohl scheiden wie auch in der Gleichgewichtsspanne vermählen. Die alten Ägypter, deren Lebensgang durch das An- und Abschwellen des Nils bedingt war, wußten am schärfsten um diese Zäsur: deshalb hielten sie die Katze für ein heiliges Tier. Mussolini – übrigens auch ein großer Freund der Katzen – der ständig inmitten zweier im Gewitter aufgespeicherter Gegenkräfte steht, brauchte in jedem Augenblick wie kaum ein anderer die Unverletzbarkeit jenes Ruhepunktes. Anscheinend sehnte sich sein Wesen nach der seinsbewahrenden Zäsur, und sie kam ihm unterschwellig im Bilde Eule-Katze entgegen. „Mich überwachend" – ein vielsagendes Psychogramm des Unterbewußten.

Selbstzucht in Gefahr

Während einer Pilotenprüfung stürzt Mussolini. „Nur ein Sprung von vierzig Metern", telefoniert er wie erheitert zur Beruhigung seiner Freunde. Dieses „nur" kostete ihn eine Beinverletzung. „Das Leben ist doch schön", meditiert der Genesende; „es ist wert, aufs Spiel

gesetzt zu werden; man sollte es von Zeit zu Zeit riskieren, um seinen Wert zu fühlen." Hier wird mehr ahnend gespürt, als ausgesagt ist. Das Sein, die höchste göttliche Gabe, gibt sich in der Gefahr zu kosten; ja, es ist selber Gefahr: jene Wahl, die ein ins Werden gesetztes Wesen jeden Augenblick zu treffen hat. Es steht immerwährend zwischen Gott und Nichts, und ein kleiner Fehltritt kann es zum Abgrund führen. Sogar auf die vollkommene Liebe lauert dauernd drohendes Unheil: ist etwas vernachlässigt, so wird Gefahr – hier hilft mir der Genius der deutschen Sprache – zur Gefährdung. Und das Wichtigste: je höher ein Wesen, desto mehr steht es unter dem Einfluß der Dämonen – Goethe meint hier die Gefahrzone: sie wächst mit dem Wachstum des Wesens.

Unter dem Einfluß der Ideen von Nietzsche schrieb der junge Mussolini: „Um dies neue Ideal zu erfassen, wird eine neue Art freier Geister erstehen, erstarkt im Kriege, in der Einsamkeit, in der großen Gefahr; Geister, die den Wind, den ewigen Schnee, die Gletscher der hohen Berge kennen werden und mit dem heiteren Auge die ganze Tiefe der Abgründe messen." Hat er hier sich nicht selbst prophezeit? Er scheint auch hier mehr zu meinen als er äußert.

Jeder von uns trägt das Nessushemd, das uns wie Herakles zu Tode peinigt. Wir müssen uns wie der helle Held im Opferfeuer verbrennen, um uns von diesem Hemd zu befreien. Jeden Tag, jeden Augenblick. Dazu gehört die Bereitschaft zur völligen inneren Hingabe: Mut. Durch den Mut wird die Gefahr zum Stoff der Selbstverwirklichung. Nur ganz wenige können sich in der Gefahrzone so meistern wie Mussolini. Es scheint zuweilen, als gehe er in die Gefahr wie ein Abenteurer. Es „scheint", denn im Grunde überläßt er sich nur seinem Instinkt; und er weiß: „Wenn ich mich auf meinen Instinkt verlasse, irre ich nicht." Ihn beschützt der überwachende Blick jenes Käuzchens.

„Es war meine Spezialität", erzählt er aus der Kriegszeit, „die feindlichen Handgranaten aufzufangen und, noch bevor sie krepierten, wieder zurückzuschleudern. Ein gefährliches Spiel. Aber es gelang mir immer, sie aufzufangen und wieder hinüberzuwerfen. Später brachte ich dann den Soldaten das richtige Anzünden der Bomben bei: man mußte den Zünder mit der Zigarette anzünden, denn die Zündhölzer brannten nicht lange genug, und dann mußte man sie noch eine Zeitlang in der Hand halten, denn wenn man sie zu früh warf, konnten sie von den Feinden zurückgeworfen werden. Die armen Soldaten,

sie zitterten und klapperten mit den Zähnen, wenn ich laut die Sekunden von 1 bis 60 abzählte." So ist Mussolini in allem. Die Gefahr ist für ihn eine Art von Selbstzucht. Er stählt sich an der Gefahr.

Im Jahre 1917 wurde er schwer verwundet. Man brachte ihn auf der Bahre erst nach Doberdô, dann nach Ronchi. Der Arzt des Feldlazaretts berichtet: „Man mußte ihm das Schienbein aufmeißeln. Er war fast immer stark in sich gesammelt, mit gerunzelter Stirn, schweigsam, beinahe scheu. Aber als er in den Operationssaal gebracht wurde, lebte in ihm eine seltsame Verve, eine zielbewußte Lebensenergie auf. Mit festem Blick betrachtete er das chirurgische Messer. Und als ihm die Klinge ins Fleisch schnitt, reagierte er auf den großen Schmerz mit einem Zusammenbeißen der Kiefer und mit einer Verwünschung, die kaum seine Lippen verzog. Aber sofort sah er uns lächelnd an." Auf einer kleinen Fläche waren 42 Wunden; im Fleisch staken eine Unmenge von Splittern.

Welches Beharrungsvermögen! Doch es ist immer so: geht man restlos ins Feuer, so bleibt etwas zurück, was die verzehrende Flamme überwindet.

Gibt man dem Feuer den Brennstoff nicht, so zerfrißt es sich selbst. So urteilen die Araber. Niemand braucht so sehr die Speisung seines inneren Feuers wie derjenige vom Sonnenblut. Ununterbrochen und umsichtig muß er es nähren. Sonst würde zwischen der Feuerquelle und dem Stoffe ein Vakuum entstehen, das sich viel verheerender erweisen könnte als jene „unaufgelöste Verdichtung" der Elemente. Es würde zur Selbstauslöschung führen. Man denke an ein Genie, das keinen Stoff mehr zur Selbstgestaltung findet: es würde ausbrennen.

Mussolini vermeidet diese Gefahr – sicher unbewußt – indem er den Stoff seiner Wirksamkeit dauernd wechselt. Er ist nicht nur Staatsmann. Er spielt Violine, meist improvisierend; er ist Schriftsteller, schreibt Dramen, Novellen, kritische Abhandlungen, Erinnerungen; er meistert das Motorrad; man sieht ihn oft am Steuer des Wagens; er ist diplomierter Flieger und hat Sturzflüge hinter sich; er ist leidenschaftlicher Skiläufer: man sieht ihn oft mit seinem jungen Sohn Romano inmitten der Sportler auf dem 2200 m hohen Terminillo, in den Abruzzen bei Rom; er kann meisterhaft fechten: seine Duelle bezeugen es am besten; er schwimmt, meist bei mittäglichem Bad; er reitet: man sieht ihn beim Reittraining im Park

seines römischen Heims „Villa Torlonia"; er besteigt die Berge. Was noch? Gewiß wirkt diese Abwechslung im Sichbewegen als eine Ablenkung von der Haupttätigkeit – doch nicht als Ausruhen, wie man es auslegen könnte: vielmehr speist sie unterschwellig den Quell des Brennens. Eine Art berauschender Synkope eines innerlich tief bewegten Menschen. Damit jedoch ist mehr gesagt und sogar etwas ganz anderes.

„Unruhe hinter der Ruhe" – ein Zug in Mussolinis Wesen, doch auf der Ebene der geschichtlichen Erscheinung. In der metaphysischen Schichtung bleibt er ruhig, wie jeder Mensch, und zwar: je bewegter, desto ruhiger. „Es ist die Unveränderlichkeit in der Mitte, worin die Tugend besteht; selten verweilen die Menschen darin" – offenbart die chinesische Weisheit. Der Kern des menschlichen Urbildes hat in jungfräulicher Keuschheit bewahrt zu bleiben; völlig unberührt, göttlich „harrend" sozusagen. „Schweigen des Atoms", meißelt einmal Paul Valéry in einem Gedicht das Bild – ausdrucksvoll für jene Ruhe im Atomkern, in dem vielleicht ein Orkan brütet. Diese Unveränderlichkeit in der Mitte verleiht dem Menschen die Qualität des Göttlichen: Beständigkeit. In den uralten Überlieferungen bezeichnet man diese Eigenschaft, nach Julius Evola, als: Dad. (Dieses rätselhafte Wurzelwort

findet man in der Bezeichnung einer fürstlichen Familie in Georgien: Dadiani, „Dad" = der mit Dad bedachte; man versucht es von dem Namen einer Burg abzuleiten; doch möglich, daß „dad" uranfänglich als Bezeichnung galt für die Festung überhaupt; Feste: Beständigkeit — die Entsprechung leuchtet ein.)

Wie dem auch sei, „Dad" ist das Kennmal der inneren Feste, des göttlich Unwandelbaren. Und „Dad" ist die königliche Eigenschaft des Duce. Im Gespräch mit Eckermann äußert sich Goethe über Napoleon: seine Stärke bestehe darin, daß er in jedem Augenblick „derselbige" bleibe. Der größte Geweihte der letzten Jahrhunderte wußte ahnend vom „Dad". Man vergleiche mit dieser treffenden Kennzeichnung Napoleons die Sage, die in Rom von Mussolini geht: er habe kurz vor einem Duell wie kurz nach ihm denselben gleichmäßig laufenden Pulsschlag. Spürt man hier nicht die vom „Dad" abstammende Stärke?

Schwer ist diese Eigenschaft im inneren Sein zu bilden. Das unheimliche Buch der Chinesen „Geheimnis der goldenen Blüte" weissagt: „wei-wu-wei", im Handeln nicht handeln, tun ohne tun. Wie? Die Tätigkeit von innen her lahmlegen? Nein. Man denke an den Kult des Bogenschießens der Japaner. Ist in ihm dieses „wei-wu-wei" nicht deutlich ersichtlich? Nach Suzuki kommt es

hier darauf an: „nicht das Ziel, sondern sich selbst und wiederum nicht sich selbst zu treffen, d. h. unbewegte Mitte und somit Nichts wie auch Alles zu sein". Auch ein Paradox? Nur scheinbar. Der Bogenschütze spannt den Bogen, zugleich aber sammelt er sich selbst. Das dauert so lange, bis er in seinem Innern jene unbewegte Mitte erreicht, wo sein Selbst, von allem abgelöst, in der Spanne zwischen Nichts und All in sich geschlossen ruht. Im Ruhepunkt ist er dann von allen Dingen entfernt – aus der Ferne schwebt vor seiner in sich gekehrten Sicht nur der Bogen. Er steht nun dem Bogen gegenüber, mit dem Gesicht zum Bogen „leer und lebendig": leer – weil von allem befreit, lebendig – weil zum Akt bereit. In dieser „Entfernung" liegt zwischen ihm und dem Bogen nichts – so kann er sich voll und ganz aus dem Ruhepunkt in den Bogen tatkräftig setzen. Ein kurzer Augenblick – und der letzte Rest des Vakuums zwischen ihm und dem Bogen ist auf die Haaresbreite gebracht. Da schleudert die straff gespannte Sehne den Pfeil wie eine Blitzkugel. Ja, so ist es: der Bogenschütze trifft das Ziel: nach außen – vorwärts, indem er sich selbst trifft: nach innen – rückwärts. Die ganze Handlung geht wie aus dem Atomkern aus: spontan und selbstsicher. Daher: Blitzeskraft des Aktes. Nicht anders ist der Zustand, in dem sich der Samurai beim Schwertstreich befindet.

„Wei-wu-wei". Letzten Endes heißt es: der augenblicklichen Tätigkeit sich nicht ganz hingeben, vielmehr in ihr rückwärts zum eigenen Urbeginn wachsen. Gibt man sich dem Augenblick völlig hin, so liefert man sich dem Wahn des Vergänglichen aus. Der Augenblick verflüchtigt sich dann, und die Kraftquelle des Urbildes wird dadurch merklich erschöpft. Die Selbstverwirklichung muß so erlebt werden, als sei der Augenblick nur die verdichtete Emanation der Wesensmitte. Dem Augenblick wird dann seine zeitliche Dauer verliehen, und das Erlebnis, auf diese Weise geboren, wird den Jungbrunnen des tief verborgenen Urbildes speisen.

Die Synkope des Lebensrhythmus von Mussolini gemahnt an dieses „wei-wu-wei": er handelt immer so, als bewege er sich innerlich zu jener unendlich weit gelegenen „unveränderlichen Mitte" hin – so daß ihm das erlebte Leben wie in die Ewigkeit rückvollstreckte zeitliche Dauer erscheint: „Wieviel Jahre oder wieviel Jahrhunderte sind seitdem vergangen?" erinnert er sich an seine verflossenen Kindertage. Einmal bekennt er: „Ich sehe die Menschen unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit." Das kann nur einer behaupten, der sich selbst sub specie aeterni betrachtet – und Mussolini sieht seine Erscheinung wirklich so. „Aber alles, was getan wurde, wird nicht ausgelöscht

werden können – während mein Geist, vom Stoffe befreit, nach dem kleinen irdischen Dasein, das unsterbliche und alles umfassende Leben Gottes leben wird". So schreibt er im Buche: „Vita di Arnaldo". Dieses Bekenntnis erleuchtet sein „Dad" bis zum Monumentalen. Doch mutet es auch als ein Hauch an, der von den Atlantern herüberweht.

Atlantischer Anhauch

Man liegt auf den salzig schweren Wellen des Tyrrhenischen Meeres an der Marina Piccola wie auf einem wallend sich faltenden Seidenstoff und gleitet ruhig mit den Wogen über die amethysten fließende Fläche dahin: Welle unter Wellen. Von Zeit zu Zeit wird das Meer besonders still: als bebe ein riesenhaftes Blatt in regloser Luft. Man vernimmt von weit, weit her das langsame Rauschen, fast Flüstern, in Flut und Ebbe. Die Unendlichkeit rückt leise heran – man schwindet mählich im Helltraum in sich selbst hinein. Ab und zu hebt man den Kopf und sieht freudig die felsige Insel an. Links: steilabstürzende Hänge des Solaro, rechts: die des Castiglione. Braun und Grau und blendendes Weiß in Wucht und Gewalt. Nach einer Weile kehrt man zum Strande

zurück – in den Ohren tost schon die Sonne. Der Stein drängt sich ans Licht. Unter den Ruderschlägen plätschert froh eine Handvoll von Wellen: es funkelt wie ein Sonnenblatt. Da sonnt sich eine grüngoldene Eidechse, eben aus einem Spalt herausgekrochen: ihre stark bebende Kehle sprüht Sonnenglut. Die ganze Umgebung ist betäubt vom Rauschtrank der Sonne. Ich spüre an der linken Wade Moskitostiche; es juckt scharf; ich kratze, bis es blutet; dann nehme ich einen erglühten Kieselstein und lege ihn auf die Wunde; er saugt den Schmerz brennend auf; nun ist die Sonne in meinen Blutlauf eingegangen: auch ich bin Sonnenbeute geworden.

Man geht nach oben von Höhe zu Höhe durch herrliche Windungen. Der Schatten fällt kreisrund um einen Baum. Die Sonne brütet noch sinnlicher. Da und dort stumme riesige Kakteen: blicklose Tierleiber, in denen die Wachstumskraft ans Licht schlummernd sprießt. An einer Biegung halte ich inne und beschaue die lässig atmende Meeresweite. Sie dehnt sich in Blau und Rausch. An den Hängen scheint die Bläue wie gemasert: aus dem Wassergrund leuchtet es wie gewunden eingebettete Saphirblöcke. Die Ruhe wird zum Muschelrauschen; schon hört man die Luftfunken, vom Jodgeruch getränkt, knistern. Auf einmal fühlt man beängstigt, der bockfüßige

Pan könne jäh aufwachen und stürmisch dahinlaufen. In wenigen Minuten erreicht man dann die Via Augusta. Die von mächtigen Weinreben umschlungenen Säulenreihen mahnen daran, daß hier irgendwo der sonnentrunkene Bacchos unter dichtem Schatten schlummert. Plötzlich sieht man die Bougainville an einem stillen Zaun ranken; ihre violettblauen Blüten strahlen einen frischen Sonnenblick aus. Göttergleich fühlt der Körper in den Gliedern die Geburt der Sonne.

Ich sitze auf der Pergola der Bethalle Santa Maria Cetrella, die am Rande eines gewaltigen Felsenabsturzes errichtet ist. Vor mir öffnet sich der Hügel Castiglione mit der Burgruine der Hohenstaufen, dann: Unghia Marina, Tuara, Tragara; dahinter die Klippen Faraglioni, ins Meer fest eingerammt, in ewigem, von Wellenrauschen umhauchtem Schlummer. Der Tag, von der Allfülle der Lichtspenderin gesättigt, geht langsam zur Neige. Die Sonne steht schon im Rücken des Solaro, und der Berg wirft auf die östliche Weite der Meeresfläche einen riesigen Schatten, der sich unheimlich ausbreitet. Die prallenden Lichtstrahlen ebben von der Wellenflut ab, indes die schattige Wasserzone sich weiter weitet. Überirdisch funkelt der feine Saum, der sich an der Lichtebbe bildet. Die Wellen verschlingen gie-

rig die Strahlen, werden aber selber Licht. Schwebend und dahinschwindend flimmert eine selten schöne Farbe – wie der grüngoldene Rücken eines sich sonnenden Käfers – die den Schattenraum auf der Fläche tiefer und sanfter macht. „Goldkupfererz" – zuckt es jäh durch meinen Sinn: die Farbe der Tempelsäule in Atlantis. In meiner Erinnerung taucht nun Platons wunderbarer Bericht auf: daß die Könige von Atlantis „von Ländern am Binnenmeer Libyen bis nach Ägypten und Europa bis nach Thyrrhenien" beherrschten. Wenn ich mich nun dessen erinnere, daß der Ort, wo ich jetzt sitze, einst mit dem Festland verbunden, ein Teil der untergegangenen Thyrrhenis war, dann atme ich den Hauch von Atlantis ein. Wieder labt sich mein Blick an jener herrlichen Farbe. Im Palast zu Knossos in Kreta wurden einige Klingen und Armspangen gefunden, in denen das Gold mit einem seltsamen Metall legiert ist, das ihm eine ungewöhnliche Härte verleiht, vor allem aber den Glanz der Sonne. Die kleinen Bruchstücke, in den Dolmengräbern der Bretagne, des Atlas, der Samaria entdeckt, weisen denselben Sonnenglanz auf. Stellt man sich vor, daß die Kultur von Kreta und die der Mittelmeerküsten auf dem von Platon und Herodot erwähnten atlantisch-mediterranen Wege entstanden sind, so rückt die Hypothese nahe: dieses Metall sei jenes Gold-

kupfererz, mit dem die Tempelsäulen zu Atlantis beschlagen waren.

Die Lichtflammen flattern beim Scheiden der Sonne. Das Abendrot feiert das Festspiel des Lichtmeeres; es flimmert: bald helles Rosa, bald dunkles Violett, bald glühender Purpur; und immer wieder leuchtet die Farbe des Goldkupfererzes verzaubernd auf. Ich vergehe in diesem Lichtmysterium beinah: auf einmal fühle ich mich als einen anderen. Wer bin ich? Ein Lehrling zu Saïs durchwandert die Welt: er sucht die Wahrheit; er findet sie nicht und kehrt verzweifelt zum Isistempel zurück; er betritt das Innere des Heiligtums, und in einer verwegen-reinen Eingebung zerreißt er den Schleier, der die Göttin umhüllt; schauernd sieht er: sein eigenes Bild starrt ihm aus einem Spiegel entgegen. Sind wir selbst uns das letzte Rätsel? Da höre ich eine Stimme: „Du könntest doch aus dem Nichts überhaupt nicht ans Licht getreten sein!" Nun ist mir alles mit Blitzeskraft hell. Daß ich „bin" – liegt hier nicht das Geheime? Es kann doch nicht Zufall sein, daß ich diese Welt sehe: dieses Blatt, diese Meeresweite, diesen Stein am Felshang, diesen Abschied der Sonne, diese unbekannte, selten schöne Blonde, die jetzt hier in der Ecke sitzt und mich anmutig anlächelt. Ich bin mir selber ein Geschenk – von Gott. Der

Gedanke ist so überwältigend, daß ich mein Glück nicht zu fassen vermag. Gott gestaltet sich, indem er sich der Welt hingibt. Ein Schauer durchrieselt mich. In der Tiefe des Atlantik fand man eine aus unbekanntem Metall gegossene Tafel: „Gesetztafel der Atlantis", mit einem achtendigen Kreuz, von vulkanischer Lava und urzeitlichem Rost bedeckt. Die unklaren Umrisse eines Tieres lassen vermuten, daß hier ein vom Speer durchbohrtes Opfertier dargestellt ist, und die rätselhafte Inschrift, von den Gelehrten entziffert, lautet: „Gottes Sohn starb für die Menschen." Ist hier nicht die Selbsthingabe Gottes angedeutet? Ja, Gott schenkt sich der Welt; der Überpersönliche kommt im Menschen zum persönlichen Ausdruck. Diesen geheimnisvollen Vorgang stellt sich der Mensch als Opfergang Gottes zum Menschen vor. Wie aber geht der Mensch zu Gott? Ich horche in mich hinein.

„Abwechselnd bald jedes fünfte, bald jedes sechste Jahr, um die ungerade Zahl nicht vor der geraden zu bevorzugen, versammelten sich die zehn Könige von Atlantis im Poseidonstempel, wo die Säule aus Goldkupfererz errichtet war, um die gemeinsamen Angelegenheiten zu beraten, und auch zu untersuchen, ob sich jemand einer Übertretung schuldig gemacht hatte, und dann Gericht über ihn zu halten. Waren sie aber schlüs-

sig, ein Gericht abzuhalten, so gaben sie einander zuvor folgendes Unterpfand. In dem heiligen Bezirke des Poseidon trieben sich frei weidende Stiere herum; nun veranstalteten die zehn Herrscher ganz allein, nachdem sie zu dem Gott gefleht, er möge sie das ihm erwünschte Opferstück fangen lassen, eine Jagd ohne Eisen, bloß mit Stöcken und Stricken; denjenigen Stier aber, den sie fingen, schafften sie auf die Säule hinauf und schlachteten ihn auf der Höhe derselben, über der Inschrift. Auf der Säule aber befand sich außer dem Gesetz noch eine Schwurformel mit Verwünschungen gegen die Ungehorsamen. Wenn sie nun nach gesetzmäßigem Vollzuge des Opfers alle Glieder des Stieres dem Gotte als Weihgabe darbrachten, warfen sie in einen dazu vorbereiteten Mischkessel für jeden einen Tropfen geronnenen Blutes, das übrige übergaben sie dem Feuer. Hierauf schöpften sie mit goldenen Trinkschalen aus dem Mischkessel und schwuren, von ihren Schalen ins Feuer spendend, sie würden nach den Gesetzen auf der Säule richten und Strafe verhängen, wenn einer von ihnen sich schuldig gemacht hätte; was aber die Zukunft anlange, so würde keiner sich absichtlich einer Gesetzübertretung schuldig machen und keinem Herrscher gehorchen, der sich nicht nach Gesetzen des Vaters richte.

Nachdem ein jeder dies für sich selbst und seine Nachkommen gelobt hatte, trank er das Blut und weihte die Schale in das Heiligtum des Gottes. Sobald aber die Dunkelheit hereinbrach und das Opferfeuer erloschen war, legten alle ein dunkelblaues Gewand von wunderbarer Schönheit an, und so, bei der Glut der Eidesopfer am Boden sitzend und alles Feuer um das Heiligtum auslöschend, ließen sie nächtlicherweile dem Rechte als Richter und Gerichtete seinen Lauf, wenn einer von ihnen den anderen einer Übertretung beschuldigte. Das Urteil aber trugen sie, sobald es Tag war, auf eine goldene Tafel ein, die sie samt den Gewändern dem Gott weihten. Es gab aber noch andere Gesetze bei ihnen, doch das wichtigste war, daß sie niemals einander bekriegen, sondern alle einander beistehen sollten, gemeinsam wie die Vorfahren über Krieg und sonstige Unternehmungen beraten und die Oberleitung dem Geschlecht des Atlas überlassen."

So erzählt der Hohepriester des Neith-Isis-Tempels zu Saïs die Sage von Atlantis dem Gesetzgeber Solon im „Kritias" bei Platon. Die Sprache der Erzählung wirkt hieratisch, als raune sie aus urzeitlichen Fernen. Die Sätze scheinen wie die des Alltags: schlicht, ungeziert; ihre meandrischen Windungen jedoch fangen das

Geheime in ein ätherisch schwebendes Gewebe ein. Die Pausen sind eher in den Sätzen vollstreckt als zwischen ihnen; dadurch wird das Vorgetragene weihevoll angerührt, ohne entblößt zu werden – und doch bleibt das Geheime transparent. Man hört die Stimme des Priesters selbst, ihren einmaligen Klang. Wie wunderbar der Anfang des Gesprächs im „Timaios": „O Solon, Solon! Ihr Hellenen seid noch von jugendlichem Alter, und wahrlich ist kein greiser Mann unter euch" – und auf die Frage, warum dem so sei: „Weil ihr keine Überlieferung und Belehrung von Längstvergangenem habt, seid ihr jung an Seele." Nicht so die Ägypter. Und er beginnt die Sage – (im „Kritias").

Ich sinne innig nach. Ich weiß nun den Weg des Menschen zu Gott; es ist derselbe Weg: der Opferweg, doch umgekehrt: vom Persönlichen zum Überpersönlichen. Ist jene heilige Inschrift: „Gottes Sohn starb für die Menschen" nicht eine Wiedergabe der Gesetzinschrift auf der Tempelsäule von Atlantis? Ja, Gott opfert sich dem Menschen; nun opfert sich der Mensch dem Gott. Die Einsicht der gelehrten Männer belehrt uns: das Opfertier sei symbolhaft Gott selber; trinkt der Opfernde das Blut des Opfers, so wird er des Gottes teilhaftig. Setzt man in der Opferhandlung ahnend voraus, daß Gott sich den

Menschen opfernd schenkt, so trifft das zu. Man erinnere sich an das Opfertier, auf der „Gesetztafel der Atlantis" vom Speer durchbohrt dargestellt, mit der Inschrift: „Gottes Sohn starb für die Menschen." In bezug auf den Opfergang des Menschen zu Gott stimmt es jedoch nicht, denn: wie kann man Gott dem Gott opfern? Es ist so aufzufassen, daß der Mensch das vom Gott als Geschenk Erhaltene, wohl aber zum eigenen Selbst Gewordene dem Gott zurückschenkt. Opfer bleibt immer Selbstopfer, auch wenn man einen Stier zum Opfer schlachtet. Man opfert sich selbst, oder was man liebt – was dasselbe ist. Ein anderes Opfer gibt es nicht.

„Als nun, was Göttliches in ihnen war, durch häufige Mischung mit Menschlichem mehr und mehr dahinschwand und menschliche Sinnenweise die Oberhand gewann –" läßt der Hohepriester am Ende geheimnisvoll eintropfen. Doch die Atlanter waren Menschen, zwar „Göttermenschen", andres theioi, aber eben Menschen! Platon will durch das Bild der fleischlichen Vermählung nur versteckt darauf hinweisen, daß der Mensch ein Schnittpunkt zweier Schöpfungslinien sei: der eigentlich menschlichen und der göttlichen; diesen Schnittpunkt habe der Mensch jeden Augenblick zu bewahren. Als also die Atlanter dem Menschlichen ein Übergewicht gaben, wurde dieser Punkt

in ihrem Wesen gefährdet – „da zeigten sie sich unfähig, sich mit dem Vorhandenen richtig abzufinden, schlugen sie aus der Art ...“ Platon scheint sich mehr mit dem geistigen Phänomen von Atlantis zu beschäftigen als mit der wirklichen Existenz der sagenhaften Insel.

Ich bin nun in eine Stille eingebettet, wie nach einer eben vollzogenen Weihe. Gesegnet verlasse ich Santa Maria Cetrella. Nebenan ruht friedlich ein unberührter Hain. In solchen Hainen weihten die Geweihten das gottgeschenkte Sein. In meinem Blick ist noch jene Zauberbläue geblieben, abgetönt in Goldkupfererz. Nun denke ich an die in dunkelblaue Gewänder gekleideten Männer. Die Kohlen glühen noch gelbweißlich; das Opfer ist bereits gottgeweiht. Die Weihenden, in die Brunnentiefe des Gebets versunken, trinken das geronnene, geheiligte Blut. Ich bete mit: ohne Wort, ohne Wunsch. Ist nicht ein solches Gebet jene heile Spannweite zwischen Gott und Mensch? Ich liebe, empfinde ich; doch ich weiß nicht wen. Die Insel schwebt hoch oben, und ich schwebe beschwingt mit ihr. Da fällt mein Blick auf die grüngoldene Mistel, die eine Eiche krönt. Chlorophyll – durch die Kraft der Sonne in der Pflanze entwickelt – macht den Glanz der Mistel metallisch dicht. Ich nehme das Messer und schneide einen Zweig der Pflanze ab. Die Druiden weihten

die Mistel der Sonne, als Symbol der Mänaden, die einen Sonnenpriester zerrissen hatten. Wahrscheinlich hatte der Priester sich arm an Sonnenkräften erwiesen. So verschlingt die Mistel die Eiche, die nicht reich genug an Sonnenkräften ist. „Schmarotzender Strauch" – so wird diese Pflanze üblicherweise bezeichnet. Zwar ein Mißverständnis, doch mit einem Quentchen ahnenden Wissens.

Ich kehre zurück und nehme den Mistelzweig mit: als ein Blattzeichen des atlantischen Traumes auf dem Solaro.

Handreise

Sonderbar flimmert der Lebensäther im Sonnendunst an den Gestaden des Tyrrhenischen Meeres: als trüge das leise Wehen den letzten Atem der versunkenen Insel. Offen und hell strahlt hier der Menschenblick, doch durch einen müden, das Gesicht welk umhauchenden Schimmer. Alles gemahnt an Fernes und Verschollenes. Diesen fremdartigen Zug trifft man zuweilen auf der Halbinsel selbst. Es findet sich tief verborgen auch in Wesensschichten großer Einzelner des Landes. Denkt man an Michelangelo, so hat man das Gefühl, als stamme er aus einem fremden, vor Jahrtausenden verschwundenen Raum: vielleicht aus dem atlantischen. Lastet auch auf ihm die

dumpfahnende Rückerinnerung? Man betrachte innigst seinen Lebenslauf. Von Zeit zu Zeit löst sich seine dunkle Schwermut in heftigen Ausbrüchen – dann greift er ergriffen nach den titanischen Bildern der Urzeit. In der Sixtinischen Kapelle ist er am Werk wie ein Höhlenmensch – unwillkürlich denkt man an den namenlosen Meister des gewaltigen Büffels in der Höhle von Altamira. Mussolini – der übrigens Michelangelo über alle Maßen schätzt: „Raffael? Sehr schön, sehr schön. Wunderschön und leer. Wie kann man das nur nach Michelangelo ansehen!" – Mussolini kennt auch ähnliche Ausbrüche – „um eines Wortes, um eines Blickes willen, oft überhaupt um nichts". Dieses wunderbare „um nichts"! Es verbirgt meist gerade das Wichtigste. Weht auch hier der Schatten von Atlantis? Wie dem auch sei, eines steht für mich fest: die Dialoge „Kritias" und „Timaios" – sicher kennt er sie – müssen ihn tief ins Innerste getroffen haben, insbesondere die Schilderung der atlantischen Könige.

Die Einzelheiten in dieser Schilderung sind alle von verborgenem Sinngehalt. Die Herrscher sind zehn an der Zahl: pythagoreische Anspielung auf die Zahl „Zehn"; sie versammeln sich bald jedes fünfte, bald jedes sechste Jahr: der Rhythmus der Dinge bevorzugt nicht die un-

gerade Zahl vor der geraden; bevor sie Gericht halten, bereiten sie sich zur Opferhandlung vor: das Göttliche muß ihnen erst verliehen werden, wie könnten sie sonst überhaupt richten; sie veranstalten eine Jagd auf die Opfertiere, „ganz allein": für die Strafe, die sie nun verhängen werden, sind die anderen nicht verantwortlich; die Stiere weiden im heiligen Bezirk, doch „frei": ein flüchtiger Hinweis, daß das Opfer nur als freier Akt vollzogen werden kann; sie erlegen die Tiere nicht, sie fangen sie, und zwar nicht mit Eisen, sondern mit Stöcken und Stricken: keine rohe Gewalt in der Opferhandlung; sie schlachten den gefangenen Stier auf der Höhe der Tempelsäule, „über der Inschrift", die das Gesetz enthält; einige Zeilen später erfahren wir, daß es das Gesetz des „Vaters" ist, d. h. des Gottes: die Atlanter sind göttlicher Herkunft; alle Glieder weihen sie dem Gott, für sich behalten sie nur das Blut, und zwar jeder von ihnen nur einen Tropfen, das übrige geben sie dem Feuer: denn es handelt sich hier mehr um den Opfergang des Menschen zu Gott als umgekehrt um den des Gottes zu Menschen; sie schwören und spenden dabei das Blut dem Feuer: Blut und Feuer, geeint, erzeugen das Götterelement; sie schwören nicht allein für sich, sondern auch für ihre Nachkommen; sie trinken nun das Blut und weihen die Schalen für das

Heiligtum; dem Gericht geben sie den Lauf erst, wenn die Dunkelheit eingebrochen ist und das Opferfeuer gänzlich erloschen, indes sie das dunkelblaue Gewand anlegen; das Urteil tragen sie in eine goldene Tafel ein, doch erst am Tage; dann weihen sie die Tafel samt den Gewändern dem Gotte; und nicht zuletzt: sie bestätigen noch einmal, daß die Oberleitung dem Geschlecht des Atlas gehöre: des Gotteserstlings. All diese Einzelheiten gestalten sich wie eine Kreislinie, deren Vollendung in den Urbeginn mündet; und die Hauptsache: jede von ihnen ist ins Ganze so eingefügt, als diene sie allein der Sichtbarmachung des Entgegenflutens jener beiden Schöpfungslinien. Man sieht klar wie in einer geistigen Landschaft den Treffaugenblick des Menschen mit Gott. Ja, er pendelt geradezu zwischen Gott und Mensch hin und her in der ätherischen Spannschwebe.

So offenbart sich in Platons Bericht das Wesen der Atlanter. Und dieser atlantische Zug kennzeichnet Mussolini. Hier eine kleine Begebenheit.

„Als Mussolini im Jahre 1915 als Soldat wieder durch Tolmezzo kam, fand er beim Vorbeimarsch des Regiments auf dem Marktplatz auch jene Frau, die Brot, Obst und Erfrischungen für ihn gebracht hatte.

‚Wohin gehst du jetzt, Benito?‘ fragte sie.

‚Wohin soll ich gehen? In den Krieg, wie alle anderen. Bist du zufrieden, daß ich kämpfe, um dein, unser Friaul zu verteidigen?‘

‚Ja. Ich habe dir das Zimmer bereitgemacht, weißt du, dein altes Zimmer von damals. Kaum hatte ich erfahren, daß du auch hier vorbeikämst, so dachte ich sofort daran. Komm nun, nach so vielen Märschen sollst du wenigstens heute nacht ruhen.‘

Er zögerte einen Augenblick.

‚Nein! Ich bin Soldat wie alle anderen. Gib mir zum Andenken diese dreifarbige Blume, die du an der Brust trägst, und leb wohl!‘

Dann breitete er seinen Mantel auf den Stufen der Kirche aus, lehnte seinen Kopf an die von den Generationen demütiger Füße abgewetzen Steine und verbrachte so die Nacht."

Eine kleine Begebenheit. Doch in ihr zeigt sich der ganze Mussolini – so erleuchtet ein winziges Detail manchmal das ganze Kunstwerk. „Er zögerte einen Augenblick" – das ist die Witterung jener dünnen Grenzscheide, die man nie übertreten darf. Mussolini übertritt die Grenze nicht. Es war eine kleine Opferhandlung; es bezeichnet ihn aber auch im großen. In Spannungen hält er immer das Maß: das „Käuzchen" bewacht und bewahrt seine

atlantische Art. Er weiß, daß die Macht Gewalt ist; er weiß aber auch um die Grenze der Gewalt. Er bekennt: „Die Gewalt darf nur die Rolle des Chirurgen spielen, sie darf niemals herausfordern, sie muß abwehren, nicht angreifen; und sie muß eine Episode bleiben und darf kein System werden." Dieses Wissen ist für ihn keine trockene „Theorie": es liegt in seiner Tätigkeit.

„Wir sind stark, weil wir rein sind" – diese Aussage von Mussolini rührt an den Kern der Sache. Das Opfer reinigt den Opfernden von allen Schlacken; dabei wird die Reinheit ihm zur Stärke. Die durch Opferhandlung gewonnene Reinheit speist jene Eigenschaft der Sonnenkönige, die als „Dad" bezeichnet wird. Der „Dad"-Haber erwirbt sich nach und nach die fernwirkende Kraft des wirklichen Herrschers. Ein Augenblick im Leben Mussolinis erscheint in dieser Hinsicht äußerst sinnbildlich. Alles ist unter seiner Führung zur Eroberung Roms vorbereitet. Die Mitkämpfer sind überall tätig: de Vecchi in Piemont, Grandi in Bologna, Italo Balbo in Ferrara, Giuriati in Venezia, Ricci in Carrara, Bottai in Rom, Farinacci in Cremona, Padovani in Neapel, Marquis Perrone Compagni in Toskana, Caradonna mit seinen Reiterscharen in Apulien. Nun ist der historische Marsch auf Rom in vollem Gange. Schon nähert sich am 26. Oktober 1922 das

Quadrumvirat: de Bono, de Vecchi, Italo Balbo, Bianchi – siegreich der Ewigen Stadt. Mussolini aber sitzt in der Mailänder Scala und – in den ungeheuer gesteigerten Zustand des chinesischen „wei-wu-wei" versunken – lauscht er den gewaltig wallenden Rhythmen von Wagner. Unter den musikalischen Wellen wächst in tätiger Ruhe sein Wesensbild, und der elementar Unbewegte wird aus der Ferne zum bewegenden Inspirator des Marsches. So, unsichtbar, ist er seinen Gefährten näher, als wenn er körperlich bei ihnen gewesen wäre. Ein großer Augenblick, der dem ganzen Phänomen Mussolinis Obeliskengepräge verleiht.

So ruft er die sakrale Herrschaft auf dem atlantisch-mediterranen Wege hervor. Das Sakrale des echten Herrschers ist keineswegs ein „Begriff", aus individueller Schau der Einzelnen erdacht; es liegt in der überpersönlichen Einsicht vom Urheber eines Volkes. Runenhaft wird es in einer uralten Sprache angedeutet: in der georgischen. Die Georgier gebrauchen das Wort „Herr" nur in bezug auf einen Menschen; Gott wird bei ihnen nie als „Herr" genannt, denn er ist mehr als Mensch. Ist ein Mensch gemeint, so sagen sie: „Batoni"; ist Gott gemeint, so sagen sie: „Uphali". Und das Erstaunliche: das Wort „Macht" ist im Georgischen nicht vom ersten Wort, son-

dern vom zweiten abgeleitet. Nach der Einsicht der Georgier ist die Macht also sakraler Herkunft. Und noch das Wunderbare: der Herrscher wird georgisch der „Handreife" genannt, wörtlich. Der Herrscher muß reich sein: um sich zu verschenken, mächtig sein: um Schutz zu gewähren, vor allem aber begnadet sein: um zu segnen. Man vergegenwärtige sich den symbolischen Sinn der Hand in der geistigen Kultur der Menschheit, insonderheit in bezug auf die Verleihung des Segens – man wird verwundert finden, daß die Bezeichnung des Herrschers als des Handreifen die ganze Konzeption des Sonnenkönigs in einem Worte prägt. René Guénon übersetzt das hebräisch-arabische Wort „Barakha" als „influence spirituelle", die durch die Handauflegung übertragen wurde. Auch in Georgien taucht dieses Wort oft auf und gerade in Verbindung mit der Hand: „barakhiani cheli", die Hand voll von „Barakha". Der Sinngehalt der „reifen Hand" erscheint damit noch bedeutsamer.

Stellt man sich Mussolini als Herrscher vor, so denkt man an die aus dem goldenen Zeitalter stammende Bezeichnung des Königs: der Handreife. Man erinnert sich an sein Erscheinen im Erdraum: „Die Sonne war seit acht Tagen ins Zeichen des Löwen eingetreten." Ja, der Mann von Sonnenhelle und Löwenkraft hat die „reife

Hand". Diese Hand ist es, die Rom als Weltbild erneuert und weiter bildet. „Rom ist unser Mythos", so bestimmt er die historische Aufgabe der von ihm geschaffenen Bewegung.

Zwischen Adler und Wolf

Am Palazzo Venezia, wo Mussolini seinen Amtssitz genommen hat, beginnt die Via dell'Impero. Der große Meilenstein, am Anfang der Straße errichtet, bekundet, daß die Via während der Herrschaft des Königs Viktor Emanuel und der Staatsführung des Duce im Jahre 1932 eröffnet wurde. Die Straße ist in Breite und Größe ein Wunderwerk der Natur und des menschlichen Genies. Hier ist die himmlische Sphäre in den Raum schwebend eingezogen, wie sonst nirgends in der Welt. Erhaben und plastisch gibt sie die Größe Roms wieder, ohne es zu archaisieren: die Vorzeit wächst hier lebendig weiter. Geht man auf der Straße beim stillen Hochstand der Sonne, so begreift man, warum dieser Ort zum Herzschlag der Weltgeschichte ward. Und man erinnert sich an die Sage um die Stadt.

Eine Jungfrau hütet das heilige Feuer. Ihre Keuschheit entspricht der Reinheit des Feuers. Sie fürchtet dabei:

es könne, wer weiß wie, erlöschen. Da vermählt sie sich mit dem Kriegsgott: der Friede des Herdes wird gestört, dafür aber erhält das Feuer reichlich Brennstoff. Sie gebiert zwei Söhne: Romulus und Remus. Das gemahnt an die Zweiheit, die jeden Beginn bestimmt. Sie sind aber Zwillinge – und das gibt den Hinweis, daß die Spannungen zwischen den zweien harmonisch zu lösen sind. Im Wesen der Brüder brütet das heilige Feuer, doch es wird noch unersättlicher. Sie werden von einer Wölfin genährt: dadurch wird das Feuer in ihnen noch mehr entfacht. Die Brüder gründen eine Stadt. Eines Tages erblickt Romulus am Rande der Stadt zwölf Geier, und er weiß – oder es weiß jemand für ihn – wie das Feuer in ihm und in seinem Bruder zu brennen hat: wie die Sonne; denn Geier, Adler, Falke sind alle Sonnengeblüts. Dieses Wissen gibt ihm das Recht, die Stadt mit seinem Namen zu nennen: Rom. So wird der Adler zum bestimmenden Zeichen der Ewigen Stadt.

Kein Geschöpf hat so wesenhafte Beziehung zur Sonne wie der Adler. In seinem Blick funkelt der Sonnensamen, und der mächtige Schwung seiner Fittiche entfaltet die Sonnenkraft. Den Hals herrlich aufreckend, hält er den Kopf zur Ausschau: er sieht über die Dinge hinweg, als würdige er seines Blickes niemanden. Nur von der Sonne

ist sein Blick gefesselt. Ihm allein ist beschieden, in die Sonne mit ungeschlossenen Augen zu schauen. Nichts war für den alten Ägypter so beglückend als der Augenblick, in dem er mit der aufgehenden Sonne unerwartet den fliegenden Falken sah: er erschien ihm als beflügeltes Strahlenbündel der Lichtspenderin. Die Geier-Adler-Falken-Augen strahlen wirklich den Sonnenglanz aus: jene sieghafte Glorie, die sich um das Gesicht der Sonnenkönige aurahaft bildete. Hinter dem Haupt des Chefren – aus grünem Diorit gemeißelt – sitzt der Falke, der seine Flügel um den Herrscher breitet: er beschützt den Pharao und verleiht ihm anscheinend auch geheime Kraft. Der Adler bringt dem Indra der Inder den unsterblich machenden Trank, und der Odin der Germanen entreißt in Adlergestalt dem Weibe Gunnöld das Getränk der ewigen Jugend: Odrerir. In einer georgischen Mär trägt der Adler den Helden „Hundertblättriger" auf seinen Flügeln und führt ihn in die Himmelssphäre: zur Sonne. Gerade der Sonnenvogel ist es, der die Strafe an Prometheus ausführt. Der Titan hat sich das himmlische Feuer nicht innerlich errungen – wie der Herr des Feuers in Rig-Veda, der „als erster die Wege durch das Opfer erschloß" – er hat es „geraubt". Nun frißt ihn der Adler an der Leber. (Warum gerade an der Leber? Prometheus wirkt sich als

Ich-Person aus. Nach der Einsicht der Georgier, in ihrer Sprache angedeutet, hat die Leber innere Beziehung zur Wachheit. Ist die Leber gefährdet, wird man überwach. Nun straft die Sonne den Titanen gerade durch die Steigerung der Ich-Person: er kann nie mehr in den Schlaf eintauchen. Doch Ahura-Mazda und dann Mithra – sie werden als „schlaflos" bezeichnet? Ja, sie haben aber in sich die Ich-Person im vollkommenen Lichte überwunden.)

So erscheint der Adler – das königliche Bild der Sonnenkräfte – als gestaltende Macht von Rom. Im Wesen der Cäsaren lebte, nach der Überlieferung, der Sonnenvogel: ihre Seelen befreiten sich vom Körper in Adlergestalt – der Abflug des Adlers vom Scheiterhaufen mahnte daran, daß sie zur Sonne, zum unsterblichen Lichtschoß, zurückgingen (Evola).

Neben dem Adler steht als Wesenssymbol Roms auch der Wolf. Die Zwillinge Romulus und Remus wurden von einer Wölfin genährt. Die blinde, nackte, entfesselte Wolfskraft entspricht wesenhaft der des Feuers: der brennende Feuersamen kann auch wild und verheerend werden. Das Sein, die göttliche Gabe, randet an die eigene Gefahr, die auch göttlicher Art ist: „Alle Gegensätze sind in Gott", wie Heraklit verkündet. Ist diese Gefahr auch der

Sonne eigen? Phaeton, der Sonnensohn, wird von den entfesselten Rossen so hoch geschleudert, daß er den Sonnenwagen nicht mehr zu lenken und aufzuhalten vermag. Zeigt dieses blendende Mythenbild jenes Geheimnis nicht deutlich genug? Ja, auch der Sonne droht die Gefahr: aus sich heraus zum Selbsterlöschen entfesselt zu werden. Der Wolf verkörpert mythisch diese Gefahr der Sonne. Bei einer Sonnenfinsternis liefen die Menschen im Altertum erschrocken aus ihren Häusern und schrien: „Sonne siege, Sonne siege!" Sie glaubten dabei, der Wolf drohe die Sonne zu verschlingen. Noch in unserer Zeit kennt man in Süddeutschland einen ähnlichen Brauch.

So steht der römische Äon zwischen zwei Zeichen: Adler und Wolf. In den Anlagen des Kapitolischen Hügels wurden Adler und Wolf nebeneinander in Käfigen gehalten, als Nachfahren jener Geier und jener Wölfin, die in die Gründung der Ewigen Stadt mythisch einbegriffen waren.

Geht man beim Stillstand der Sonne durch die Via dell'Impero, fühlt man sich in die sphärische Erhabenheit eingebettet. Man gewahrt plötzlich den groß sich breitenden Schatten des Adlers, und die Erinnerung ruft die wundersame Vision von Pindar hervor. Der Adler lauscht dem Klang der Leier in den Händen von Apollon:

„Auf Zeus' Zepter schläft der Adler
und läßt die flinken Flügel von den beiden Schultern
hängen,
der König der Vögel, ihm gießest du die dunkeläug'ge
Wolke
aufs gebogene Haupt, um die Lider lieblich ihm zu
fesseln.
Schlummernd bewegt er wellig den Rücken,
befangen vom schwingenden Klang."

Man ist auf der Via dell'Impero vom Adlerbild berauscht. Doch ab und zu stockt die Witterung: vielleicht steckt hier im Versteck der Wolf, der mit entblößtem bleckenden Gebiß auf die Beute lauert! Der Adler schaut gebannt ins Innere der Sonne; majestätische Schwermut liegt in seinem Blick: sieht er dort das Schattenbild des Wolfes?

Adler und Wolf – zwei Kurven des gespannten Bogens – sind in Rom schicksalhaft eingeprägt: sie halten alles in seiner Geschichte ständig in Atem. Die atlantische Spannung zwischen Mensch und dem, was im Menschen mehr als Mensch ist, findet hier mythischen Ausdruck in Bildern. Mussolini – selbst ein straff gespannter Bogen – meistert gleich den Herrschern von Atlantis den Stromlauf der Gegensätze. Er stellt sich mit seinem Dad ganz in die Mitte

des Bogens, zwischen zuviel und zuwenig, so daß die beiden Kurven sich in gleichmäßiger Spannung biegen – und der abgeschossene Pfeil eint wieder die Gegenkräfte, indem er sie im Treffen in Einklang bringt. So hat Mussolini die ewige Fehde zwischen der Macht des Herrschers: Aventin und der Weihe des Priesters: Palatin gelöst. Er sah, daß der geistige Inhalt des Faschismus universal ist. Im Oktober 1930 erklärte er: „Ich behaupte heute, daß der Faschismus als Idee, als Doktrin, als Errungenschaft universal ist – italienisch in seinen besonderen Einrichtungen, aber universal im Geiste." Das – auf dem Gebiete der staatlichen Ordnung. Auf der Ebene der kirchlichen Wirksamkeit fand er wiederum dieselbe Universalität: „Wir erblicken im Katholizismus die römische Tradition, in der Autorität, die im Vatikan ihren Sitz hat, die einzige allgemeine Idee in der Welt." Dieser tiefen Einsicht verdankt der Lateran-Vertrag vom 11. Februar 1929 zwischen dem Staat und dem Heiligen Stuhl seinen Abschluß: ein Friedenswerk von überragender Bedeutung. Als Syndikalist hatte Mussolini früher im Kampfe erfahren, daß die kapitalistische Wirtschaftsführung unzweifelhafte Breschen zeigte; die soziale Gleichmachung im Kollektiv blieb ihm jedoch vollkommen fremd. Er hat das System der Korporationen geschaffen, in dem die schöpferische Ini-

tiative der Einzelnen und die staatliche Planung einander die Waage halten. Auch ein unvergleichliches Werk. Durch seine Person hat Mussolini die sakrale Herrschaft aus den Zeiten hervorgerufen und ihr neuen Atem gegeben; er hat das wiederum zur Sicherung der weiteren Entwicklung der Dinge mit dem königlichen Haus von Savoyen mit Erfolg vereinbart. Folgendes Bekenntnis bezeugt es am tiefsten: „Meine Worte kommen nach den Handlungen, die weder durch Versammlungen noch durch vorbeugende Ratschläge oder Einflüsterungen Einzelner, Gruppen oder Kreise zu beeinflussen sind. Sie entstammen den Entschlüssen, die ich in mir allein ausreifen lasse, und von denen niemand vorzeitig Kenntnis erhält. Nur ein Mensch wird rechtzeitig informiert – das Staatsoberhaupt, Seine Majestät der König."

So erweist sich der atlantische Zug seines Wesens. Der Unbeugsame zeigt sich biegsam, denn nichts würde seine „dad"hafte Feste so gefährden als die Starre. Auch der Staat soll nicht, nach seiner tiefen weisen Einsicht, in die Starre geraten: „Er hat das Volk als Idee zu verkörpern und zugleich sich selber beständig zu verändern" – diesem Gebot bleibt er in jedem historischen Augenblick treu. Im Oktober 1922 verkündete er: „Unermüdlich sich über das vergängliche Heute hinwegheben – dies ist das heroische

Merkmal unseres Glaubens." Auch des Glaubens jedes schöpferischen Menschen – müßte man hinzufügen. Ja, gleich Goethe überwächst er sich selbst fortwährend.

Einige Monate vor seinem ewigen Abschied hat Gabriele d'Annunzio an Mussolini eine Botschaft gerichtet, in der es heißt: „Nach soviel Kämpfen, nach soviel Siegen, nach soviel Gegensätzen, nach soviel Willensanstrengung hast Du wirklich fertiggebracht, was in der Geschichte der großen Männer fast noch nie vollbracht worden ist. Du hast Deinen eigenen Mythos geschaffen."

Vom Balkon des Palazzo Venezia

Während einer Privatunterhaltung streifte einmal Mussolini seine historische Berufung; erst leicht, mit einem Hauch von Ironie, dann leidenschaftlich: „Ja!" sagte er. „Ich bin von dieser Sucht besessen. Sie brennt, sie zermürbt und verzehrt mich innerlich wie ein körperlicher Schmerz: Einritzen, mit meinem Willen, einritzen will ich ein Zeichen in die Zeit, wie ein Löwe mit seiner Pranke: So!" Der schneidende Satz drückt hier nicht einfach die Intention des schöpferischen Willens aus. „Einritzen" – man ertastet schon ein in die Zeit eingeschnittenes Bild, das die Geschehnisse nach seinem Modell formt und prägt. So

spricht man nur aus jener „unveränderlichen Mitte." Dann dieses einsilbige „So!" nach einer kurzen Sprungpause wie aus vulkanischem Riß herausgeatmet: man sieht wirklich den Griff der Löwenklaue.

So spricht Mussolini. Ihm ist die bildende Kraft des Wortes bis in die Wurzeln vertraut. „Dante erfaßte, was viele Schriftsteller nicht wissen", sagt er: „daß Worte lebendige Geschöpfe sind. Und wenn er die Worte bewegt, sie freiläßt, um sie dann wieder in Reih und Glied einzuordnen, so vergißt er dabei nie, daß jedes Wort ein lebendes Wesen ist. Wenn ich schreibe ‚Sterne', so sind diese Buchstaben keine toten leblosen Zeichen. Sie bilden zusammen eine reale organische Substanz." Nicht verwunderlich, wenn Mussolinis Wort immer urhaft prägnant klingt. Es schaut den Bildkeim im Worte.

Margherita Sarfatti teilt eine Einzelheit mit, die die Wortgabe des Duce wunderbar erleuchtet. Es handelt sich um die Arbeit Mussolinis in einer Zeitung. „Wenn das Problem wichtig war und die Laune ausgezeichnet, so kam es manchmal vor, daß Mussolini ein Stück ungedrucktes Zeitungspapier ergriff und darauf mit seiner charakteristischen, schneidenden und raschen Schrift die aufgeworfene Frage in diamantener Klarheit formulierte. Er benutzte dabei sozusagen algebraische Formeln, denn er hatte

von Vilfredo Pareto gelernt, politische oder philosophische Behauptungen in der Art von Gleichungen zusammenzufassen." Algebraische Formeln – sie gleichen den heimlichen Zeichen eines Dichters, in denen die plötzlichen Eingebungen festgehalten werden, mit einem Unterschied allerdings, daß jene Formeln in ihrer letzten Prägung für alle gelten, während die „Runen", solange sie die endgültige Gestalt nicht angenommen, nur dem Innern des Dichters vertraut sind: entblößt von Keimhüllen, könnten sie durch die Berührung mit der nackten Wirklichkeit wie ein Traum zerstreut werden. Sie bleiben jedoch für den Dichter nicht weniger präzis, die Runenzeichen: sie sind gleichsam Schöpfungssamen. Die algebraischen Formeln von Mussolini mahnen an diese Samen.

Die größten Dichtungen aller Zeiten: Homer, Dante, Tempel- und Grabinschriften, sie alle sind das „gesagte" Wort. Merkwürdig: die Dichtungen der modernen Welt, auch die besten darunter, bleiben meist „geschriebenes" Wort; wiewohl äußerst raffiniert, sind sie arm an Kraft des Urwortes. Mussolinis Wort ist immer „gesagt". Es ist nicht eine vom Kern entfernte Schale, es klingt nicht hohl, es wirkt männlich. Der Steingeborene haut das Wort in Steinblöcke; manchmal schmiedet es der Sohn des Schmiedes aus Eisen. Ob Stein oder Eisen, immer

fällt sein Wort wie ein Schlag: einzeln, Wort um Wort, mannigfach nüanciert und betont – und: in den Satz so eingefügt, als wäre das eine immer ein Sprungbrett für das nächste. Das Ganze geht im gesteigerten Rhythmus einer Parabel, um sich am Ende wie der Sprengschlag des Kugelblitzes zu entladen. Man gebe einer Ansprache von Mussolini die Druckform eines Verses – so ergibt sich eine Dithyrambe. Am 24. Mai 1915 verkündete er:

„Von heute an steht das Volk unter Waffen.
Von heute an gibt es nur mehr Italiener.
Nun, wo Stahl gegen Stahl schlägt,
bricht ein einziger Ruf aus unseren Herzen:
Es lebe Italien!"

Oder einige Zeilen aus seiner Rede am 9. Mai 1936:

„Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften,
die bewaffnete Macht des Staates in Afrika und Italien,
Schwarzhemden der Revolution,
Italiener und Italienerinnen im Vaterland
und in der Welt!

– – –

Besiegelt wird das Schicksal Äthiopiens,
heute, den 9. Mai, im 14. Jahre der faschistischen Ära.

– – –

Legionäre, die Feldzeichen empor,
die Eisen und die Herzen,
um nach fünfzehn Jahrhunderten
die Wiedergeburt des Imperiums
auf Roms Schicksalshügeln zu begrüßen!"

So schleudert er die Worte vom Palazzo Venezia in die Herzen.

Einmal rief er den Frauen zu:

„Wenn ihr einem Kinde helft,
So denkt: ich bin dabei."

Solange das Herz „Mutter Italien" schlägt, wird dieses Wort auf ihrer Brust als bronzene Medaille hängen.

Presente!

Verträumt wandere ich auf dem bugförmigen Hügel, der mit dem Namen des Kaisers Tiberius verbunden ist. Im Jahre 26 unserer Zeitrechnung erschien er in Capri. Mit der Geburt des Gottessohnes im Morgenlande war bereits die neue Weltwende im Gange – das Heidentum dämmerte dahin. Der weltmüde Herrscher spürte es vielleicht. Er machte diese Sonneninsel zu seinem Zufluchtsort: hier, wo die alten Götter noch lebten, wollte er die übrigbleibenden Tage seines Lebens beschaulich in der

Ruhe beenden. Argwöhnisch spähend lauerte sein scharfer Blick, und Hohn und Skepsis furchten seinen Mund. Die Ruinen seiner Villa auf dem Hügel verbergen noch die Spuren des letzten Heiden.

Wild und schartig ragen die Felsenrippen hoch. Man hat den Eindruck, als sei die Insel ein ungeheuerer Felsblock, aus der verschlingenden Wassertiefe siegreich emporgestiegen. Ein Flügelschatten streift am Hügel dicht vorbei, sphärisch linear sich schnell weitend. Mit angstgemischter Leichtigkeit fühle ich, als gleite die Insel schwebend durch die glatte See. Es dauert einen Augenblick – die Wolke ist vorüber. Dann erstarrt die Insel wieder in der nachmittäglichen Sonnenruhe. Ich gehe am Rande des Hügels, immer noch in Traum versunken. Plötzlich höre ich: „Vorsicht!" Die Stimme hätte mich zum Absturz aufgeschreckt, wäre sie nicht hell melodisch. Vor mir steht ein unbekannter Mann, der gewinnend strahlt. Leicht kommen wir ins Gespräch.

Vieles erzählt er mir über sein gesegnetes Land; meine kurzen Bemerkungen voll von Begeisterung wirken auf ihn anfeuernd. Einmal berührt er, dazwischen wie nebenbei, auch den Namen des Mannes, der als Herrscher in unseren Tagen das Steuer Italiens lenkt. Er bekennt: er sei Faschist. Nun will ich den ersten Impuls erfahren,

der ihn zur faschistischen Bewegung führte. Und er teilt es mir mit. „Ich erlebte die Beerdigungsfeierlichkeiten für Aldo Sette, jenen Mailänder Jüngling, der als Faschist ermordet wurde. Die faschistischen Reihen marschierten machtvoll geordnet durch die ganze Stadt. Auf dem Friedhof stellten sie sich im Viereck auf; dann knieten sie auf Kommando hin. In der Stille innerer Vertiefung vergingen einige Atemzüge. Plötzlich vernahm man den Trompetenstoß, und sie erhoben sich ernst und ergriffen und gaben dem auf der Bahre liegenden Kameraden nach römischer Art den Abschiedsgruß. Nun erscholl eine mächtige Stimme: ‚Kamerad Aldo Sette!' Da donnerte dem Rufenden die Antwort der Faschisten entgegen: ‚Presente!' Der Rufende war Mussolini. Seine Stimme hatte mich im Nu verwandelt: ich fühlte in mir jenen Jüngling wieder ins Leben gerufen." Er macht eine kurze Pause. „Ich heiße auch Aldo", fügt er leise hinzu. Dann: „Damals war ich noch jung." Er schweigt. Eine ehrfurchtsvolle Stille umhüllt uns. Das Wort fügt sich weiter nicht leicht zum Gespräch. Er verabschiedet sich.

Ich sehe ihm nach. Mit jedem Schritt macht seine Entfernung mich trauriger: sicher ist das Herz für das Fernweh geschaffen. Wie beglückend erweist sich zuweilen eine Begegnung; um so schmerzlicher streift uns im Abschied

die Wehmut des Nie-mehr-Sehens. Einsam bleibt der Mensch immerwährend – ist der Tod selbst nicht die letzte Einsamkeit? Wieder tauche ich in die Sonne ein. Seltsam: bewundern wir einen Baum, so haben wir das Gefühl, ein anderer könnte uns vielleicht noch tiefer erfreuen. Hier hingegen, während der Innenschau der Sonne, vermißt man es, denn: es gibt nur eine Sonne. Um sie richtig zu erfassen, muß man eine ganz besondere Fühlungnahme mit ihr gewinnen. Ich bemühe mich nun, sie als Wesenheit von innen her wie persönlich vertraut wahrzunehmen. Einen kurzen Augenblick gelingt es mir. Heiliger Schauer durchrauscht mich: ich erschaue in ihr meinen Tod. Der Atem stockt bis zum Ersticken. Da vernehme ich verwundert das Raunen Hesiods: Im Zeitalter des Kronos war das Leben „ähnlich dem der Götter", voll „ewiger Jungkraft"; dieser Äon ging zu Ende – „aber jene Menschen dauern in unsichtbarer Form". Die Worte durchschauern mich noch tiefer, doch die Berührung des dunklen Nichts mahnt mich an die höhere Auflösung meines in Schranken gesetzten Selbst. Seliger Augenblick. Sonnenhaft lebten einst die Menschen – zuckt der Gedanke durch meinen Sinn. Wundersam: in den Sonnenstrahlen spüre ich jene unsichtbar gewordenen Menschenwesen funkeln – wahrscheinlich verdichten sich ihre unstofflichen Bilder am

leichtesten um eine Insel, die noch paradiesisch atmet. Tief sinne ich eine Weile nach. Ich erinnere mich an jemanden, der einst an dieser Stelle vielleicht genau so dachte: möglich, daß jemand hier einmal genau so denken wird. Er wird sich auch an jemanden erinnern – an mich? Sind wir nicht die Erinnerung an jemanden, oder gar jemandes Erinnerung!

„Der Tote kehrt in jenes Land zurück, wo die Götter Kinder waren", offenbarten göttlich-kindlich die alten Ägypter. Ich schaue nun in den Jungbrunnen der Schöpfung hinein und ertaste mein Ich im Schwund. Doch: jetzt ohne Angst. Jemand denkt in mir weiter. Jahre vergehen, viele sind nicht mehr am Leben, auch der Schreiber dieser Zeilen nicht. Der Mann, der über sich geäußert hat: „... während mein Geist, von dem Stoff befreit, nach dem kleinen irdischen Dasein, das unsterbliche und alles umfassende Leben Gottes leben wird", auch er ist unsichtbar geworden. Aus allen Ländern Italiens pilgern alljährlich die Menschen zum Friedhof von San Cassiano, Männer und Frauen, alt und jung. Der letzte Wunsch des Mannes war: „man solle ihn neben seinen Angehörigen im Friedhof von San Cassiano begraben". Ob die Geschichte diesen Wunsch erfüllen wird, ist gleich – manchmal stellt sie einen Wunsch ihres Gestalters in Frage: in

der Rückerinnerung des ins Land der Götterkinder Wiedergekehrten würde San Cassiano trotzdem die einzige Ruhestätte seiner irdischen Überreste bleiben. Alljährlich begeben sich die Menschen nach San Cassiano, Männer und Frauen, alt und jung. Sie stellen sich im Viereck auf, dann lassen sie sich andächtig auf die Knie nieder. Einige Augenblicke verrinnen in tiefer Innenschau. Dann erheben sie sich still und ernst und entbieten dem im Grabe ewig Ruhenden nach Römerart den heilen Gruß. Nun erschallt eine kraftvolle Stimme: „Duce!" Da donnert dem Rufenden der Ruf der Ergriffenen entgegen: „Presente!" Einstimmig verhallt der Ruf in nie endende Weite. Hoch oben erhascht der Blick den herrlichen Sonnenvogel königlich schwebend. Auf den Standarten flattern die Adler.

Anmerkung: Die Einzelheiten aus dem Leben des Duce sind in dieser Schrift meistens dem ausgezeichneten Buche von Margherita Sarfatti – „Mussolini, Lebensgeschichte nach autobiographischen Unterlagen" – entnommen. Der Hymnus an die Erde aus dem altindischen Atharvaveda ist von Hermann Beckh übertragen. Der Auszug aus dem Gedicht Pindars ist von Mittler-Bogner übersetzt.

Grigol Robakidse

im Eugen Diederichs Verlag Jena

Die Hüter des Grals
Roman. in Leinen 5.40

Der Ruf der Göttin
Roman. in Leinen 4.80

Die gemordete Seele
Roman. 8. Tsd. in Leinen 5.40

Das Schlangenhemd
Roman des georgischen Volkes
in Leinen 4.40

Dämon und Mythos
Essays. in Leinen 3.80

Adolf Hitler
von einem fremden Dichter gesehen
Bildnis. 65. Tsd. kart. 1.–

---

im Insel Verlag Leipzig

Kaukasische Novellen

im Rainer Wunderlich Verlag Tübingen

Megi, ein georgisches Mädchen
Roman



ROBAKIDSE / MUSSOLINI